

6 Zwischen dem Fremden und dem Eigenen

Antagonismen und Ambivalenzen im Selbstverständnis der AfD

Ziel der vorliegenden Arbeit war es, die ›ungewöhnlichen Allianzen‹ zwischen der *Alternative für Deutschland* und der im Parteikontext angesiedelten Interessenvereinigungen für Homosexuelle, Migrant*innen und Jüdinnen*Juden in der AfD (*Alternative Homosexuelle*, *Neudeutsche Alternative* und *Juden in der AfD*) in den Blick zu nehmen. Dabei ging es vor allem darum, über die Erkundung der Funktionen, die diese Zusammenschlüsse für Partei und Bündnisgruppen haben, einen Zugang zu der komplexen diskursiven Konstruktion kollektiver Identität durch die AfD zu erhalten.

Zunächst hat sich in der Analyse bestätigt, dass die AfD über die mit den Bündnisgruppen verbundenen Themen – Homosexualität, Judentum und Migration – Zugehörigkeit und Fremdheit herstellt und, damit verknüpft, die Bedingungen für die In- und Exklusion im Kontext der von ihr konstruierten ›kollektiven Identität des Volkes‹ artikuliert. Dazu greift die Partei – teils reale, teils erfundene – Bedrohungen auf und verbindet sie zu dem in Kapitel 5.1 rekonstruierten Krisennarrativ des ›Kulturkampfes‹. Über dieses Kernnarrativ werden dann sowohl klare Antagonismen zur Abgrenzung des ›Wir‹ von ›den Anderen‹ formuliert als auch Ambivalenzen bewusst geschaffen, die die Eingliederung der untersuchten Bündnisgruppen und damit assoziierten Individuen ermöglichen (F1). Die Grenzen zum ›Anderen‹ werden dabei maßgeblich über die Inszenierung von pluralistischen Werten sowie einer damit verbundenen Toleranz gegenüber marginalisierten Gruppen gezogen und als ›zivilisatorische Differenz‹ gedeutet. Damit sind es genau diejenigen Gruppen und Individuen, die von der AfD aus den unterschiedlichen Dimensionen der ›kollektiven Identität des Volkes‹ ausgeschlossen werden, denen eine zentrale Rolle in der Absicherung und Legitimierung dieser Exklusionsprozesse zukommt. Denn durch das punktuelle Einweben marginalisierter Gruppen und Individuen in die kollektive Identitätskonstruktion erhalten die Feindbilder der AfD eine Flexibilität, die letztlich notwendig erscheint, um sie im Kontext einer pluralistischen Gesellschaft zu stabilisieren (F1.2). So sichern die Ambivalenzen die Antagonismen wie ein Überdruckventil ab und treiben gerade dadurch die unauflösbare, diskursive Dialektik zwischen ›dem Fremden‹ und ›dem Eigenen‹ weiter voran.

Um die kollektive Identitätskonstruktion ›des Volkes‹ durch diese selektiven Einschlüsse nicht zu gefährden, sondern sie gerade mit deren Hilfe vor der gefürchteten ›geistigen Überfremdung‹ zu schützen, erzeugt die AfD enge Subjektpositionen, wie die des ›konservativen Schwulen‹. Darüber können die Mitglieder der Bündnisgruppen und ausgewählte Individuen als ›Ausnahmen‹ in bestimmte Identitätsdimensionen eingegliedert werden, ohne jemals in den inneren reproduktiven Kern der ›kollektiven Identität des Volkes‹ vorzudringen (F1.3). Bei der Übernahme dieser exzeptionellen Positionierung wird diese in Abgrenzung zu anderen Homosexuellen, Migrant*innen, *People of Color* oder Jüdinnen*Juden, mit der Inanspruchnahme eines privilegierten Insider*innenwissens verbunden, das die Bündnisgruppen und die mit ihnen assoziierten Parteimitglieder der AfD zur Legitimierung der Grenzziehungen zwischen der ›kollektiven Identität des Volkes‹ und ›den Anderen‹ anbieten (F1.4).

Um Kohärenz zwischen diesen teils paradox erscheinenden Grenzziehungen und ihren Überschreitungen herzustellen, ›erdet‹ die AfD die ›kollektive Identität des Volkes‹ über die Konstruktion einer ›fiktiven Ethnizität‹, die eine Art ›Identitätskontinuum‹ zwischen der Familie als ›natürlichem Kern des Volkes‹ und dem ›Weiß-Sein‹ als Repräsentation einer gemeinsamen Abstammungsfiktion herstellt. Darüber können nicht nur die unterschiedlichen Projektionsflächen und Quellen von Identität und Zugehörigkeit (›Rasse‹, ›Kultur‹, ›Nation‹, ›Lebensraum‹, ›Tradition‹ etc.), trotz der strategischen Flexibilität und teilweise fehlenden Passung der Elemente, zusammengehalten werden. Es können auch solche Individuen und Gruppen eingegliedert werden, die sich ihrer Absicherung verschrieben haben, ohne den einzelnen Dimensionen der Identitätskonstruktion selbst zu entsprechen oder darin eingeschlossen zu werden (F1.1).

Duyvendak und Kešić (2023) bezeichnen diese oft an Blut- und Boden-Ideologien erinnernde In-Eins-Legung natürlicher und kultureller Elemente als Nativismus. In Anlehnung an Liisa Malkki (1992) und Hans-Georg Betz (2017) wollen sie damit einerseits die Vorstellung einer territorialen Verwurzelung von Identität sowie die andererseits damit verknüpfte anhaltende Krisenwahrnehmung hervorheben, die auf der Angst beruht, »Identität als Resultat einer ›Überflutung‹ durch kulturfremde Ausländer [zu verlieren]« (Betz zit. n. Duyvendak/Kešić 2023: 4; Übers. V.D.) (vgl. Duyvendak/Kešić 2023: 3f.). Beide Aspekte beinhalten die Implikation, es gäbe einen ›Urzustand‹ nationaler oder kultureller Identität, zu dem man zurückkehren müsse oder überhaupt könnte, wodurch Kultur zu etwas nahezu Genetischem oder Primordialem wird. Diese Ethnisierung von Kultur und die Verbindung von geistiger und körperlicher ›Substanz‹, wie sie die AfD vornimmt, soll der ›kollektiven Identität des Volkes‹ eine gewisse Unveränderbarkeit verleihen. Diese Unveränderbarkeit der Kultur geht allerdings nicht aus ihrer Stabilität hervor, sondern ganz im Gegenteil aus der Angst vor ihrer Instabilität, wegen der jeder Eingriff in ihre ›Substanz‹ als ihre vermeintliche Vernichtung gedeutet wird.

Diese Angst vor der Veränderung und subsequenten Vernichtung zeigt sich in allen Aspekten des Materials, ist aber besonders auffällig im Kontext der Problematisierung demografischer Entwicklungen, die sich im Grundgedanken nur wenig von den eugenischen Ängsten des ›Rassenkampfes‹ unterscheidet. Daran zeigt sich besonders deutlich, welche Kontinuität zwischen vielen Dimensionen des hier untersuchten ›Kulturkampf-Narrativs und dem Mythos vom ›Rassenkampf‹ bestehen. Letztlich umfasst ›Kultur‹, das wurde an unterschiedlichen Stellen dieser Arbeit gezeigt, keineswegs einen grundlegend

anderen Bereich des Menschen als der ›Rasse‹-Begriff. Lediglich der Fokus innerhalb der Konstellation aus den oft schwer voneinander abzugrenzenden Sphären ›Natur‹ und ›Kultur‹ hat sich im ›Kulturkampf‹ verschoben und wird stellenweise nur durch neues Vokabular markiert (z.B. ›Zivilisation‹ statt ›Evolution‹). Somit steigt der ›Kulturkampf‹ zum zentralen Krisennarrativ der Rechten auf und bildet auch für die AfD gleichermaßen Ausgangspunkt wie Kommunikationsmedium für ihre Weltdeutung und den damit verbundenen Gesellschaftsentwurf. Eine zentrale Differenzachse bildet darin die Angst vor der ›Vermischung‹, die sich im untersuchten Material, wenn nicht direkt, im regelrecht omnipräsenten Motiv der ›Entgrenzung‹ und der Grenzüberschreitung ausdrückt. Es prägt vor allem die Konstruktionen ›des Anderen‹, der einerseits immer ein Stück weit unbestimmt und ›gesichtslos‹ – also entgrenzt – bleibt und oft lediglich lose mit etablierten Feindbildern gekoppelt wird. Dementsprechend steht der ›sexual Other‹ im Kontext der ›Gender-Ideologie‹ für die Entgrenzung von Sexualität und der damit verbundenen Geschlechter- und somit Gesellschaftsordnung. Die Figur des ›fremden Anderen‹ im Kontext der ›Multi-Kulti-Ideologie‹ wird wiederum auf mehrere Weisen mit dem Motiv der Entgrenzung verbunden. Beginnend bei der Migration, die sinnbildlich für die Grenzüberschreitung steht, werden vor allem solche Personengruppen als ›fremd‹ hervorgehoben, denen eine gewisse ›Entwurzelung‹ zugeschrieben wird, wie zum Beispiel Muslim*innen, denen kein eindeutiges nationalstaatliches Territorium zugeordnet werden kann und die häufig mit Bildern der ›Ausbreitung‹ verknüpft werden, oder den Sinti und Roma als (vermeintlich) nicht Sesshafte. Diesen Gruppen, vor allem aber den Muslim*innen, schreibt die AfD eine bestimmte Lebensweise und Familienstrukturen zu, die der ›des Volkes‹ in ihrer kollektiven Identitätskonstruktion diametral gegenüberstehen. Sie werden zum einen oft im Kontext von losen Kleingruppen dargestellt, Stammeskonstellationen oder Clans, die an einigen Stellen sogar mit »Rudel[n]« (AFD-OHV-3; AFD-SA-1; JKuhs-6) verglichen werden. Zum anderen werden ›ihren‹ intimen Beziehungen oft Polygamie, Gewalt und unkontrollierte Fortpflanzung bis hin zu Inzest unterstellt. Der hierin eingebettete Wunsch nach Eindeutigkeit von Zugehörigkeit und die damit verbundene Angst vor ihrer Entgrenzung bildeten letztendlich auch den Kern des ›Rassenkampf‹-Mythos und der damit verbundenen eugenischen Fantasien von ›Reinhaltung‹. In beiden Fällen dient die Konstruktion einer kollektiven Identität zur Stabilisierung in der konstruierten Krise.

Dabei werden einige Feindbilder und Zuschreibungen, wie das ›asoziale‹ Verhalten bestimmter ›Fremdgruppen‹ und die Abwehr einer ›Vermischung‹ direkt aus den ›klassisch‹ rassistischen Narrativen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts übernommen. Andere, wie die Vorstellung eines ›Volkskörpers‹ oder die Blut-und-Boden-Ideologie, klingen teils deutlich an, ohne explizit aufgegriffen zu werden (vgl. Kap. 5). Stattdessen werden sie umschrieben oder bildlich dargestellt und gerade dadurch – ganz im Sinne der Metapolitik – nicht selten in den Mainstream transportiert. Wie wirksam das ist, wurde bereits in der Einleitung angedeutet. Trotz der teils starken Deckungsgleichheit mit Narrativen der *Neuen* und der ›Alten‹ Rechten lässt sich in der Rechtspopulismusforschung oder den *far-right studies* eine gewisse Scheu erkennen, mit den darunterliegenden Phänomenen von Rassismus, *Whiteness* oder Eugenik zu ›interagieren‹ bzw. sie zu benennen. Dabei wäre eine klare Benennung vor dem Hintergrund des strategi-

schen metapolitischen Agierens der Rechten besonders wichtig, um die zum Teil äußerst subtilen rhetorischen Spiele und *dog whistles* offenzulegen.

Die vorliegende Arbeit hat dies getan und konnte dadurch einerseits zeigen, wie im ›Kulturkampf‹-Narrativ, als zentraler identitätsstiftender Erzählung einer globalen Rechten, zentrale Elemente des ›Rassenkampf‹-Mythos durch die AfD wiederbelebt und neu artikuliert werden. Zudem konnte herausgearbeitet werden, welche Rolle das ›Weiß-Sein‹, ein bisher noch wenig beleuchteter Aspekt in der deutschen Rechtspopulismusforschung, innerhalb dieses Narrativs zur Verbindung verschiedener Elemente der ›kollektiven Identität des Volkes‹ einnimmt. Diese Dimension war im Kontext der vorliegenden Untersuchung besonders aufschlussreich, da über die Bündnisgruppen und andere Parteipositionen auch (phänotypisch) ›nicht-Weiße‹ AfD-Mitglieder diese Identitätskonstruktion vertreten. Anhand dieser Interessenvereinigungen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, verschiedene marginalisierte Gruppen, die sie als ihre ›Herkunftsgruppen‹ sehen, zu repräsentieren, werden solche augenscheinlichen Widersprüche besonders deutlich. Gerade deshalb wurden die Gruppen und die damit assoziierten Parteimitglieder als Zugang zu der diskursiven Konstruktion kollektiver Identität durch die AfD gewählt. Diese spezifische Dynamik, die sich aus dem Zusammenspiel von Ambivalenzen und Antagonismen ergibt und der Partei oft als ideologisches Paradoxon ausgelegt wird, macht auf eindrückliche Weise deutlich, warum die Feindbilder der AfD und anderer rechtspopulistischer Akteur*innen, sich durch eine gewisse Flexibilität auszeichnen. Die Ambivalenzen, die die Flexibilität konstituieren, sind notwendig, um die Grenzen der ideologischen Bausteine vor einem ›Statikverlust‹ zu schützen und Kritik an vielen Stellen auszuweichen. Auf diese Weise konnte die AfD sich über die Jahre seit ihrer Gründung immer weiter entwickeln und in weiten Teilen der Wähler*innenschaft an Akzeptanz gewinnen, ohne dass ihre Feindbilder an Radikalität verloren hätten – ganz im Gegenteil.